

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

230 (1.10.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 40

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 230

Nr. 40

Samstag, den 1. Oktober

1932

Die Tagung der Ärzte und Naturforscher

Von unserem nach Wiesbaden entsandten Sonderberichterstatter

In der Zeit vom 23. bis 29. September fand in Wiesbaden und Mainz die 92. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte statt. Der nachstehende Artikel gibt einen kurzen Überblick über die wichtigsten Vorträge des Kongresses, soweit diese für den Laien von besonderem Interesse sind.

Nur alle zwei Jahre findet diese größte aller wissenschaftlichen Tagungen Deutschlands statt — aber dann ist es auch jedesmal eine gewaltige Unternehmung, in der sozusagen über zwei Jahre wissenschaftlicher Forschung die Bilanz gezogen wird. Ein paar Zahlen mögen den schon rein äußerlich gewaltigen Umfang des Kongresses verdeutlichen: verhandelt wurde in 36 Abteilungen, davon entfallen 16 auf die naturwissenschaftliche und 20 auf die medizinische Hauptgruppe. Etwa 200 Vorträge wurden allein auf dem eigentlichen Naturforscher- und Ärztekongress gehalten — gleichzeitig und zusammen mit ihm tagten aber nicht weniger als 24 befreundete Vereine, die ihrerseits noch rund 130 Vorträge veranstalteten. Die Teilnehmerzahl endlich betrug über 3000.

Selbstverständlich ist es vollkommen unmöglich, auch nur den 10. Teil der auf der Tagung gehaltenen Vorträge an dieser Stelle zu referieren — wir wollen uns daher auf die Wiedergabe einiger besonders interessanter Vorträge beschränken, die wesentliche und für die Allgemeinheit wichtige neue Forschungsergebnisse zur Sprache brachten.

Atomzertrümmerung und künstliche Radiumstrahlen

Der bekannte Berliner Physiker Dr. Brach, der bereits bei jenen berühmten Gewitter-Experimenten am Monte Generoso beteiligt war, sprach über seine neuen Versuche, die er in letzter Zeit gemeinsam mit Dr. Lange im Hochspannungslaboratorium der U.S.G. unternommen hat. Dabei ist es ihm auch gelungen, Atome des außerordentlich schweren Elementes Wismut zu zertrümmern — bisher war die Zertrümmerung immer nur bei leichteren Elementen möglich gewesen. Über die praktischen Ausblicke der Atomzertrümmerung als technisch nutzbare Energiequelle äußerte sich Dr. Lange sehr vorsichtig: vorläufig sei daran nicht zu denken, aber für die Zukunft liegen hier immerhin Möglichkeiten.

Wesentlich günstiger dagegen scheinen die praktischen Ausblicke bei einer anderen Auswirkung dieser Experimente zu sein: die medizinische Seite der Angelegenheit hat in letzter Zeit erheblich an Bedeutung zugenommen und verpricht schon für die nahe Zukunft greifbare Resultate. Dr. Brach kann mit seiner Apparatur heute bereits sehr starke künstliche „Radiumstrahlen“ erzeugen und man wird wohl schon in naher Zukunft auf diese Weise das teure Radium ersetzen können; Angaben über den Heilwert der Methode etwa bei der Behandlung von Geschwülsten können heute noch nicht gemacht werden. Es steht jedoch schon fest, daß die biologische Wirkung sehr beträchtlich ist und daß es auch gelingt, Mäuse-Krebse, soweit sie von den Strahlen erreicht werden, zur Abheilung zu bringen, sowie Bakterien-Kulturen zu töten. Selbstverständlich befindet sich augenblicklich alles noch im Versuchsstadium und man muß erst die weitere Entwicklung abwarten.

Karlsruher Konzerte

Merkwürdiges geschieht zuweilen auch in den — Konzertsälen. Da erleben wir gleich in der ersten Musikwoche, mit der nun wohl endgültig die Saison in Schwung gekommen ist, drei musikalische Ereignisse höchst unterschiedlicher Art: Zunächst einen volkstümlichen und vorab auf Heranführung der Jugend bedachten Abend, dann eine vortragliche Veranstaltung, die zwar nur vor einem engeren Kreis mehr oder minder jüngerer Verständnis für neue Musik zu werden suchte, und schließlich ein im Zeichen eines großen Virtuosen stehendes Solistenkonzert. Erfreulich war dabei für alle drei Darbietungen ein sichtlich starkes Interesse zu konstatieren, auffallend aber doch auch, wie ganz anders jedesmal auf die Zuhörer die aufgeführte Musik sich auswirkte.

So jubelte im

Schlusskonzert der Singschule

Wie bekanntlich der badische Musikhochschule angegliedert ist, ein aus jugendlichen und Erwachsenen halb und halb gemischtes Auditorium einer Singschule zu, die auf ihre Weise eine Überbrückung der heutigen, oft beklagten Kluft zwischen Aristokrat und Publikum betreibt. Denn ähnlich wie bei der Volkstanzbewegung ist ja noch immer als oberstes Ziel all dieser — übrigens ebenfalls aus Laienkreisen emporgewachsenen — Musikgilden und Sängereinden der Kampf gegen gewalttätige Verflachung, die Wiedergewinnung der Musik als Kollektivkunst breiterer Schichten anzusprechen. Man hatte diesmal unter dem Motto: „Meister des Klavierliedes“ ein Gebiet gewählt, das für die besonderen didaktischen Zwecke ein schier unerschöpfliches Anschauungs- und Lehrmaterial bereithält, daneben aber auch sehr geeignet ist zu zeigen, wie das Ziel, durch das Erlebnis ernsthaften gemeinschaftsmäßigen Sängens die Jugend wieder an die Musik heranzubringen, überhaupt positiv erreichbar wird. Man konnte das allerdings auch schon aus den dem Programm mitgegebenen Zahlen ablesen, nach denen es im verflochtenen Jahr immerhin 500 Schüler waren, die an 16 Kurzen teilnahmen; doch wie anders überzeugte vom Erfolg der Arbeit der Eindruck dieser

Sexual-Hormon als Mittel zur Krebs-Diagnose

Der bekannte Berliner Hormonforscher Prof. Zondek sprach über das Thema: „Biologie und Chemie der Sexualhormone“. Das praktisch wichtigste von allen Hormonen ist das von Zondek und Schheim entdeckte „Prolan“, das sich in der sogenannten Hirnanhangdrüse findet. Dieses „Prolan“ wird auch von der normalen Frau ganz regelmäßig (wenn auch in sehr kleinen Mengen), ausgeschieden — beim Bestehen einer Schwangerschaft steigt aber mit einem Ruck die Menge des vom Körper gelieferten Hormons auf über das Tausendfache des normalen Betrages an! Diese Tatsache hat nun die in letzter Zeit immer mehr angewandte sog. „Schwangerschaftsreaktion“ ermöglicht. Wie Prof. Zondek mitteilte, sind jetzt die in Betracht kommenden Methoden so verbessert worden, daß eine Schwangerschaft bereits am zweiten oder spätestens dritten Tage ihres Bestehens einwandfrei diagnostiziert werden kann!

Die neuesten Untersuchungen Prof. Zondeks und seiner Mitarbeiter haben nun ergeben, daß auch beim Vorhandensein einer krankhaften Geschwulst (Krebs) im Körper der Frau eine verstärkte Ausscheidung von „Prolan“ stattfindet; die Menge des feststellbaren Hormons steigt in solchen Fällen auf das 20- bis 30fache des normalen Betrages. Speziell in den ganz besonders gefährlichen Fällen der Gebärmutterkrebs! kann das „Prolan“ zur Diagnose außerordentlich wertvolle Dienste leisten. Es ist nämlich festgestellt worden, daß bei derartigen Geschwülsten, wenn sie harmlos sind, nur in rund 20 Proz. der Fälle verstärkte „Prolan“-Ausscheidung erfolgt — handelt es sich aber um Krebs, dann ist die Hormonbildung in über 80 Proz. der Fälle zu beobachten! Es besteht also ein im einzelnen noch nicht geklärt Zusammenhang zwischen Krebs und dem Sexualhormon „Prolan“ — die weitere Erforschung dieser Zusammenhänge ist eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zeit. Schon jetzt kann uns in bestimmten Fällen die Prüfung auf „Prolan“ in die Lage setzen, ein verdächtiges Gewebstück als harmlos oder krebzig zu erkennen — und die Forderung befindet sich hier noch völlig im Anfang!

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Wegener-Expedition Der Bruder des auf so tragische Weise verstorbenen Prof. Alfred Wegener, Kurt Wegener, sprach über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition, soweit sie sich aus der Auswertung des Materials inzwischen neu ergeben haben. Über einen Teil dieser Ergebnisse liegen ja bereits Berichte vor. Prof. Wegener behandelte daher in seinem Vortrag hauptsächlich die meteorologischen Teil und die Gismessungen der Expedition.

Es waren drei meteorologische Stationen eingerichtet worden, die vor allem mit Hilfe von Drachenaufstiegen die atmosphärischen Verhältnisse über Grönland untersuchten. Die barometrischen Höhenmessungen ergaben, daß Hoch- und Tiefdruckgebiete über Grönland wandern; ein ständiges Hochdruckgebiet, wie es von manchen Meteorologen vor dieser Expedition angenommen wurde, besteht also nicht!

Die Gismessungen wurden bekanntlich so vorgenommen, daß an verschiedenen Punkten Grönlands durch Sprengungen künstliche Erdbeben kleinen Ausmaßes eingeleitet wurden — durch Messung der dabei auftretenden Wellen

frischen Stimmen selbst, ob sie nun Klassenweise (aus so ziemlich sämtlichen Schulbezirken der Stadt) oder in Schuberts schluchzender „Almacht“ gemeinsam auf dem Podium antraten. Es gab zweifellos kaum jemand in der Stadt, Festhalle, dem gerade durch diese Bemühungen eine Befruchtung unseres ganzen Musiklebens nicht stark zum Bewußtsein kam und der daraus dem verdienten Leiter, Gustav Eckhorn, samt seinen bewährten Fachleuten um so bereitwilliger Dank sollte. Es bleibt jetzt nur zu wünschen, daß der lebhafteste Widerhall des schönen Konzertes nun auch seinen Niederschlag in recht zahlreichen Neuanmeldungen für das anfangs Oktober einsetzende Wintersemester findet, wo vielleicht dann auch — das hätten wir gegen die Vortragsfolge, trotzdem sie u. a. Namen wie Fr. Philipp, S. A. Schmid, Joseph Haas aufwies, einzuwenden — sich Gelegenheit gibt zu einer noch intensiveren und wertvolleren Berührung mit dem zeitgenössischen Schaffen.

Denn nicht nur eine gründliche Aufforstung des fachlichen Musiklebens im Sinne dieser Singschulen tut uns not, sondern eben auch dessen Festigung im modernen Musikgeist, der freilich gar nicht eben glatten Ablehnung des romantischen Jahrhunderts gleichzusetzen ist. Aber so lange man (wie hier) ein Schubert-Bild etwa singhormäßig erst umtrempelein muß, stimmt einiges nicht, wobei wir gar nicht verlangen, daß man dafür nun gleich zu allermodernsten Schöpfungen greife, von denen Hans Apfels Vortrag im Münchener Konservatorium handelte. Zudem ist ja diese musikalische Linkspartei, besonders soweit sie „Arnold Schönberg, seine Werke und die Wiener Schule“ betrifft, noch immer ein heiß umkämpftes Kapitel, und die Zahl derer, die sie glatt ablehnen, weil sie vermeintlich nur einen ausichtslosen Art-pour-Art-Standpunkt propagieren, ist leider die Mehrheit. Gerade deshalb war es aber äußerst aufschlußreich, aus dem Munde eines genauen Kenners (Hans Apffel, ein geborener Karlsruher, hat entscheidende Platen der Wiener Entwicklung miterlebt und steht kompositorisch auf demselben Boden), die Frage nicht bloß als musikalitätstheoretisches Streitobjekt, sondern in ihrer vollen formalen Bedeutung aufgerollt zu sehen. Und da ist doch wohl zu sagen, daß weder bei Arnold Schönberg, dem prominenten

und der Zeit, innerhalb deren sie vom Eis und vom Boden zurückgeworfen werden, kann man dann nach Art des Echolotes die Dike des Eises feststellen. Bei der Auswertung der seinerzeit unter so viel Mühen und Entbehrungen angestellten Messungen stieß man nun auf erhebliche Überraschungen, die teilweise eine Revision der bisherigen Anschauungen auf diesem Gebiet nötig machen werden. Zunächst geht aus den Berechnungen hervor, daß in der Mitte von Grönland sich der Übergang vom Firn zum Eis erst bei etwa 70 Meter Tiefe vollzieht, am Rande bei etwa 30 Meter Tiefe. Die eigentliche Überraschung aber besteht in der Entdeckung einer zweiten Schichtgrenze im Eis, die bei etwa 600 Meter Tiefe liegt. Diese Grenzfläche kann, soweit sich bisher übersehen läßt, nur so gedeutet werden, daß sich unterhalb dieser Schicht eine kompakte Eismasse von nur Null Grad Celsius befindet — eine Erklärung für dieses seltsame Phänom steht vorläufig noch aus.

Sind die Erbanlagen unser Schicksal?

Seit langem tobt in der Wissenschaft der Streit zwischen „Milieuthorie“ und „Vererbungstheorie“, wenn man auch sagen kann, daß in letzter Zeit die Frage wohl nahezu endgültig zugunsten der zweiten Annahme entschieden wurde. Milieuthorie und Vererbungstheorie — anders ausgedrückt bedeutet das die Frage: sind wir in unserem Lebensschicksal von äußeren Umständen (also Bildung, Erziehung, kurz dem Milieu) abhängig, oder entscheidet das „Gesetz, nach dem wir angetreten“, d. h. die körperlichen und geistigen Erbanlagen?

In seinem Vortrag „Zwillingsbildung und Persönlichkeit“ betonte Prof. Lange, Breslau, daß wir durch die Ergebnisse der Zwillingsforschung in die Lage gesetzt sind, diese Frage besonders gut und genau zu prüfen. Wenn zwei Kinder nur einer befruchteten Eizelle abstammen (sog. eineiige Zwillinge), dann müssen sie notwendigerweise auch genau die gleichen Erbanlagen haben und man braucht dann nur ihr ferneres Lebensschicksal zu prüfen, um über die praktischen Auswirkungen dieser Tatsache Aufklärung zu bekommen. Derartige Untersuchungen sind in letzter Zeit durch eine ganze Reihe von Forschern in den verschiedensten Teilen der Erde an einem großen Material vorgenommen worden — und dabei stellte sich immer wieder heraus, daß in den wesentlichen Grundzügen sich das gleiche Erbgut bei den Zwillingen immer wieder durchsetzt und zu einer oft überraschend starken Ähnlichkeit ihrer Schicksale führt. Nur ein besonders augenfälliges Beispiel sei erwähnt: von zwei eineiigen Zwillingen stottert der eine sehr stark und begehrt aus Kummer über dieses Leiden Selbstmord. Der andere Zwilling leidet nicht an Stottern — aber auch er scheidet nur wenige Monate später freiwillig aus dem Leben! Das beweist, daß bei beiden Zwillingen die gleiche Grundlage (Lebensangst, Galtlosigkeit usw.) vorhanden war, die trotz verschiedener Motive bei beiden zum gleichen Endergebnisse führte. Aus alledem geht hervor, daß an den entscheidenden Lebenspunkten stets die Erbanlagen und nicht das Milieu die Oberhand behalten werden — die praktische Folgerung aus diesen neuen Forschungsergebnissen mündet daher notwendig ein in die Forderungen der Eugenik, die Forderung nach der Schaffung einer erbgefunten Nachkommenschaft unseres Volkes.

Dr. S. Wolterck.

Früher, noch bei seinen Schülern, zu denen u. a. Anton von Webern und Alban Berg gehören, sich eine auf das gesamtdeutsche Musikleben übergreifende Anregung und Bewegung länger leugnen läßt. Vor allem die drei an Schönbergs Schaffen aufgezeigten und durch Klavierbeispiele näher erläuterten Perioden sind ja beinahe schon historisch und haben unter der Perspektive des zwanzigsten — oder drücken wir uns vielleicht vorichtiger aus — für eine bestimmte Epoche des 20. Jahrhunderts unbedingt einen positiven zu bewertenden Fortschritt gebracht, was doch immerhin eine graue, am Schreibtisch erdrosselte Theorie nie vermag. Noch mancherlei wäre anlässlich dieser gescheiterten Auseinandersetzung mit dem Schönberg-Kreis zu erörtern, doch muß es genügen, nur noch von dem starken Eindruck zu berichten, den Schlussteile aus dem „Wozzeck“ in vierhändiger Interpretation zusammen mit Luise Beck hinterließen.

Es bedarf kaum eines weiteren Hinweises, wird der Name von

Fritz Kreisler

genannt. Denn jeder weiß und mußte schon immer, welche große seelische und musikalische Werte dieser echte Künstler seinen Hörern vermittelt, jeder ist ihm aber auch stets doppelt dankbar dafür gewesen, daß trotz seiner beispiellosen Weltberühmtheit nie ein Unterton von Selbstglorifizierung in seinem Spiel mitschwingt. Nach vielen Jahren haben wir den nun merkwürdig ergrauten Oesterreicher — Kreisler vollendet bald das sechste Dezennium seines ungewöhnlichen Geigerlebens — wiedergehört, und doch war es nach dem mächtig Geigerlebens — künstlerischen Aufstakt des Abends mit Beethovens Kreuzersonate, als ob sich nichts geändert hätte. Denn sofort nahm diese Hochleistung, trotzdem sie im Kleinsten der Festhalle etwas blaß wirkte, nicht nur technisch gefangen, in seltener Konsequenz verbanden sich auch Inhalt und Ausdruck. Wenn sie nicht viel zu abgegriffen wären, müßte man freilich noch alle anderen landläufigen Superlative beifügen, um die unerhörte Schönheit der nachfolgenden Wiedergabe eines Mozart-Konzertes zureichend zu schildern. Vor allem, wo Kreisler ganz allein auf sich (Radenz) angewiesen war, ergaben sich die vielfach erhebensten Erlebnis Momente seines Violintones,

Hermann Sudermann

Zu seinem 75. Geburtstag am 30. September 1932

Von Peter Hamacher, G.D.S.

Hermann Sudermann würdigen, heißt immer wieder: das Endurteil eines Prozesses revidieren, der einst vor dem kritischen Tribunal gegen diesen Dichter entschieden wurde. Das „Kohle! Kohle!“ das dem Beurteilten nachgerufen wurde, gellt einem noch in den Ohren, und wenn einst der Beifall, der ihn umbrauste, zu laut war, so war der Spott, der den glücklich Gestürzten verfolgte, nicht weniger übertrieben. Der Fall Sudermann gehört in das Kapitel von der Tragödie des Erfolges. Es ist nicht etwa so, daß dieser Dispreuße durchaus in eine falsche Zeitlage geriet. Hervortretende Bestandteile seines Wesens machten ihn vielmehr zum echten Kind der Zeit, machten ihn auch zu ihrem Beherrscher. Aber er geriet in eine falsche Stellung innerhalb der Zeit, und das wurde sein Unglück, sowohl für seine Person, wie auch im Urteil der kritischen Zeitgenossen.

Das Jahr 1889 brachte zwei neue Namen plötzlich und über Nacht das Glück des Erfolges und des Ruhmes. In diesem starken und lebendigen Anbruchsjahr des Naturalismus erschienen gleichzeitig Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ und Hermann Sudermanns „Ehre“. Man sah an beiden Werken, die die Gemüter erregten, das Neue: den Bruch mit der Welt des Gestern, den Sturm eines Kommenden, und vor den Zeitgenossen standen bereits die beiden Dichter zusammen auf einem Sockel wie Goethe und Schiller in Weimar. Diese Verpöpfung mußte für Sudermann zum Unglück ausschlagen, weil sie falsch war; weil sie ihn in ein falsches Verhältnis zur Literaturentwicklung und zum Urteil brachte. Man sah ihn nicht als den, der er war, sondern maß ihn mit dem Maßstab einer fremden, durchaus gegensätzlichen Erscheinung; trieb ihn auch in einen gewissen Wettbewerbs, der seine natürliche Linie mehr als einmal umbog.

Der Unterschied zwischen der nach innen geänderten Dramatik Gerhart Hauptmanns und dem griffigen, keinen Effekt vorbeilassenden Bühnentemperament Sudermanns ist längst so deutlich, daß er nicht auseinandergelegt zu werden braucht. Die Dichter stehen gestalterisch in ganz verschiedenen Linien. Hauptmanns naturalistisch-impressionistische Art, passivisch wie sie ist, ist von vornherein ganz verschieden von der aktiven, direkt zupackenden Art Sudermanns, die auf grell-deutliche Herausarbeitung der Gegensätze gerichtet ist, der Hauptzüge. Seine Gestaltung ist nicht so sehr weich empfindendes Mitleid, wie gespannte Anteilnahme an den Dingen. So tritt er, wenn man so will, mehr von außen an die Dinge heran; ist er weniger in den Menschen als in den Vorgängen. Als Kind der Zeit kann man ihn von seinem Seeleninhalte her wohl ansprechen; aber mit der Stilbewegung jener Jahre hat er nichts zu tun, sondern bleibt eigentlich im Stil des alten Gesellschaftsdramas, Fortsetzer, nicht Neuschöpfer. Bei aller zeitlichen Nähe zum Naturalismus konnte keine Art diesem ferner und fremder sein als die Sudermanns. Sein Anderssein aber wurde ihm angekreidet bis zur Ungerechtigkeit, bis zum vollkommenen Verkennen seiner starken positiven Qualitäten.

Bühnentemperament: ein Gefühl für Entwicklung und Bau eines Stückes, Blick für Wirkung und zupackender Griff, das ist es, was Sudermann positiv mitbrachte. Dazu kommt das scharfe Auge für Zustände und Typen der Gesellschaft. Er war durchaus ein Mensch der Zeit. Seine dramatische Linie aber ist die des französischen Gesellschaftsstückes, von dem auch die Lindau, Arronge, Blumenthal kamen, die er in seinen besten Stücken freilich weit übertrifft, und die gingen nicht fehl, die nach seinen ursprünglichen Anlagen von ihm den Juwel des fin de siècle, der Endzeit erwarteten. Ein Stück wie „Sodoms Ende“ behält als Gesellschaftsatire seinen bleibenden Wert. Und selbst, wenn man Sudermann alles absprechen wollte, so kann man ihm doch das Eine nicht absprechen: daß er sich auf die Gesetze der Szene verstand, wie kaum einer in Deutschland.

Freilich ist auch nicht zu verkennen, daß die aus seinem starken Temperament vordringende Neigung zur Wirkung ihn leicht zur Übertreibung verführte. Der blendende Szeniker wurde allzu leicht zum Theatraliker, der durch Überfärbungen und durch Überkolorierungen verblüffen und überhumpeln will. Und der Publikumsverführer, der ihm so reich zuteil wurde, hat ihn sicherlich verleitet, der Neigung zum Krassen die Zügel schießen zu lassen; ja, sie wird ihm in seinen späteren Werken in verhängnisvoller Weise zur zweiten Natur. Er ist nicht nur der Meister der Bühnenbeherrschung, er ist auch der Meister der falschen Töne und der unechten Farben, und an diesem Punkt hatte die Kritik recht gegen ihn, wenn man auch immer wieder gegen die Verkleinerung der Erscheinung opponieren muß. Schließlich wußte eine Eleonore Duse gut, weshalb

geradezu Offenbarungen einer Wundergabe, die in selbstsam glücklicher Parallele, aber auch bei anderen Sätzen nicht minder herrliche Klangblüten hervortrieb. So ist Kreisler wirklich der Alte geblieben und sich besonders treu dort, wo er später dann mit seinen feinen Bearbeitungen, wahren Musikstücken nachschöpferischer Gestaltung, aufwartete. Es gab dazwischen natürlich auch Delikatessen, die nicht aus seiner eigenen Feder stammten. Doch wie deren Namen auch alle hießen, ob Debussy, Ravel, de Falla und schließlich Rimski-Korsakoff, es blieb Kreisler der Sieger und Triumphtor über Tausende ihm begehrter Beifall spendende Herzen. In Oubert Giesels hatte er sich der Mitwirkung eines manuell hervorragenden, wennschon geistig ihm noch nicht ganz ebenbürtigen Begleiters bedient.

sie eine Gestalt wie die Magda der „Heimat“ in ihr Repertoire aufnahm, und ein Stück wie der Einakter „Freiheiten“ ist ein Gefomtes, das in seiner Bühnensicherheit etwas Seltenes in unserer dramatischen Literatur bleibt.

„Es muß mit dieser ganzen Richtung aufgeräumt werden“, soll der Polizeipräsident von Berlin, Freiherr von Richthofen, geäußert haben, als er im Herbst 1890 „Sodoms Ende“ verbot. Dieses Wort bezieht sich natürlich auf die Tendenzen der neuen Literatur. Aber es handelte sich in der jungen Literaturbewegung auch um eine Stilrichtung, mit der Sudermann seinem Wesen nach nichts zu tun hatte, und da man ihn auch mit dieser gleichsetzte, kam die Atmosphäre auf, in der die Verkenning bis zur Ungerechtigkeit anwuchs.

Weniger aberkennend ist von jeher der Epiker Sudermann behandelt worden, und in der Tat bleibt hier auch die dichterische Wirkung der Erscheinung eine durchaus reinere. Sudermann gehört zu den stärksten Erzählern unserer Zeit. Wie in seinen Dramen, ist er auch in seinen Romanen nicht der Vertreter einer neuen Stiltechnik, er setzt vielmehr die Tradition fort, die über Freytag, Spielhagen usw. zu ihm läuft. Als Epiker hat er eine naive, sinnliche Freude am Erzählen, eine naive sinnliche Freude an den Dingen und den Menschen, und eine natürliche reiche Stofffülle bei einer starken Anteilnahme seines Temperaments. Wie er auf der Bühne nicht die Schemen vor dem Theatralischen kennt, kennt er hier nicht die Schemen vor dem Romanhaften des Geschehens; doch bleibt er in seinen Wirkungsmitteln durchweg dichterischer und gezielter. Er weiß Gestalten aufzubauen und in der Entwicklung weiterzuführen. Von dem Mittel der Spannung macht er jeden Gebrauch und biegt nicht ab vor dem starken Gefühlsausbruch. Der Bogen des Geschehens aber spannt sich in Kühner, natürlicher Sicherheit vom Anfang bis zum Ende. Ablenkung und Zerfaserung gibt es nicht. („Der Kassenreg“, „Der tolle Professor“.)

Der Epiker Sudermann hat vor allem ein echtes Wurzelverhältnis zur Heimat. „Frau Sorge“, der Erstling, ist gewiß nicht ohne Einfluß auf die Heimatkunst geblieben, und noch während des Krieges gab er, schönstes Zeugnis seiner Liebe zur heimlichen Welt, jenes Buch, in dem er sich von der besten Seite seiner starken Begabung zeigt: die „Littauischen Geschichten“. So sind letzten Endes der positiven, bleibenden Werte bei Sudermann weit mehr, als man eine Weile wahrhaben wollte, und die Zeit wird die Revision vollziehen, die dieser Gestalt, die so viel des Erfreulichen, rein und schön Wirkenden zeigt, Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Verdi, der nationale Musiker Italiens

Von Dr. Herbert Gerig, Berlin

Nachstehend geben wir ausgangsweise den Anfang der ersten großen Verdi-Biographie in deutscher Sprache wieder, die demnächst in der Reihe der „Großen Meister der Musik“ im Athenaton-Verlag, Potsdam, erscheinen wird.

Zwei Musiker beherrschen die italienische Musik des 19. Jahrhunderts: Rossini in der ersten Hälfte, Verdi in der zweiten. Vom Standpunkt des Deutschen gesehen, überwiegen bei ihnen die Gemeinsamkeiten. Beide schreiben sie Opern, beide sind begnadete Melodiker, beide zugleich Meister des Belcanto-Stils, beide schafften eine sinnfreudige Kunst, die der sonnig-heiteren Natur ihres Landes entsprang.

Und doch sind die beiden Tonsetzer Gegensätze, die in ihrer Zeit und noch mehr in der Tiefe ihrer Charaktere verankert sind. Gegenüber dem unglaublich leicht schaffenden Rossini erscheint Verdi fast als der Grübler, als der Denker unter den italienischen Musikern, obwohl seine Musik genau so wenig verstandesmäßig hervorgebracht ist wie die seines großen Vorgängers. Die Textprobleme, die uns bei Verdi auf Schritt und Tritt begegnen, die in einem in seiner Art ebenfalls musikalischen Sinne durchgeführte musikalische Anlage der wichtigsten Figuren, um ein Beispiel zu nennen: ein Ensemble wie das Quartett in „Rigoletto“ mit seiner Selbstständigkeit jeder Stimme und der meisterhaften Charakterisierung jedes Darstellers, alles das gibt es bei Rossini nicht.

Verdi ist Musiker und Dramatiker in einer Person, das eine undenkbar ohne das andere. Sein Schaffen gehört fast ausnahmslos der Bühne, und so sollte es selbstverständlich sein, daß man ihn nur von der Bühnenwirkung her begreifen, ganz verstehen kann. Da das gerade von den deutschen Beurteilern vielfach übersehen wurde, ergaben sich die lange Zeit festgewurzelten Fehlschlüsse, die in der Kennzeichnung Verdis als Vielerstimmiger gipfeln. Die Unbekümmertheit des italienischen Musikierens hatte für die Deutschen meist irgendwie Verhängliches an sich. Es war etwas, das man selbst nicht besaß, etwas, dem man aus Instinkt mißtraute. Um so mehr, als sich das Volk liberal bereitwillig von dieser sinnfreudigen Kunst erobert ließ. In Laufe von zwei Jahrhunderten ist da nichts anders geworden.

So kam es, daß Verdi zwar die Opernbühnen Deutschlands wie der Welt gemeinsam mit seinem Zeitgenossen Richard Wagner (beide sogar im selben Jahre 1813 geboren) beherrschte, daß er mit Recht in seinem Vaterlande als der Retter und Erneuerer der italienischen Kunst gefeiert wurde, daß er bei uns als der Musiker des Sm-ta-ta, Sm-ta-ta nicht so recht ernst genommen wurde. Während über Wagner Tausende und aber Tausende von Büchern und Abhandlungen erschienen, gab es bei uns über Verdi außer einigen Übersetzungen mäßiger

italienischer Veröffentlichungen so gut wie nichts. Erst als dann die Legende aufstauete, daß der greise Meister unter dem Einfluß Wagners geraten sei, und als der Siebziger-achtzigjährige die Welt mit den Werken der höchsten Klasse, mit „Otello“ und „Falstaff“ überraschte, änderte sich die Meinung endgültig, weil man durch die vermeintliche Übernahme wagnerischer Stileigenheiten den bis dahin nicht ganz vollwertigen Italiener künstlerisch gebildet glaubte. Es brauchte nicht lange, um der Erkenntnis zum Siege zu verhelfen, daß diese Wandlung lediglich in den durch den Bayreuther Zauberer getriebenen Augen bestand, denn es gibt selten einen Musiker, dessen Entwicklung so geradlinig verläuft, der sich selbst in so bewundernswertem Maße treu bleibt wie Verdi, für den ein Aufknüpfen an Wagner demnach auch nie in Frage kommen konnte.

Auf Verdi wie auf Wagner (wie auf den wahrhaft schöpferischen Geist überhaupt) trifft die Kennzeichnung des „Menschen einer vornehmen Kultur“ durch Nietzsche zu: „Das sehr bestimmte Ja und Nein ihres Gaumens, ihr leicht bereiter Grel, ihre zögernde Zurückhaltung in bezug auf alles Fremdartige, ihrer Schemen vor dem Angeschmack selbst der lebhaften Neugierde und überhaupt jener schlechte Wille jeder vornehmen und selbstgenügsamen Kultur, sich eine neue Begehrlichkeit, eine Unbefriedigung am Eigenen, eine Bewunderung des Fremden einzugestehen: alles dies stellt und stimmt sie ungleich selbst gegen die besten Dinge der Welt, welche nicht ihr Eigentum sind oder ihre Beute werden könnten.“ Sie sind die Menschen ohne „historischen Sinn“, und wenn sie sich wirklich eine zurückliegende Epoche erobert, dann in einer subjektiv, nach ihrem Wilde gestalteten Form. Der Meister spricht es zur Zeit der „Aida“ klar aus: er glaubte nicht, daß man die alte Musik neu beleben und rekonstruieren könne“. Er sieht aus solchen Bemühungen in der Nachahmung vergangener Epochen auch keinerlei Nutzen für die Kunst.

Verdi hat sich wohl eine Kenntnis der wichtigsten zeitgenössischen außeritalienischen Kunstercheinungen verschafft, aber trotz unserer verhältnismäßig mangelhaften Orientierung darüber darf man wohl sagen, daß er sich dafür selten einmal erwärmen konnte, selbst wenn er sie auch achtete. Die Annahme ist vollends abwegig, daß er — wie es Werfel in dichterischer Freiheit in Romanform gestaltete — an seinem Nivalen auf der Bühne, an Wagner, gelitten hat. Er beschäftigte sich mit ihm, er las seine Schriften, er stand zu manchen seiner Ideen sehr positiv. Verdi spricht von dem verdeckten Orchester als einer „idea boumissima“. Er wollte es für die Mailänder Aufführung der „Aida“ haben, weil es ihm für den Klang vorteilhafter erschien und weil er es als störend empfand, wenn man die Köpfe der Sargen, die Handgriffe der Bassisten, die Bewegungen des Dirigenten sieht. Verdi erkennt die Bereicherung der Mittel durch Wagner an, aber er sieht stets auch die Gefahrenmomente dieser Kunst, die er für seine Nation ablehnt.

Seine mimosenhaft verschlossene Natur wollte niemand einen Einblick in sein Wesen gestatten. Er ordnete deshalb die Vernichtung seines handschriftlichen Nachlasses an; seine Briefe hätte er sicher am liebsten wieder zurückgefordert, nur um nicht Gefahr zu laufen, daß sie veröffentlicht würden. Dieser in der Verfolgung seiner künstlerischen Ziele bis zur rücksichtslosen Herrschaft selbstbewußte Mensch, der seinen Wert kennt, wollte privat nichts weiter sein als der „Maestro di musica“, trotz seiner Titel und Würden. Er hörte es gern, wenn man ihn „Maestro“ anredete. Verdi verlor sich nie, er stand stets mit beiden Füßen fest auf der Erde. Die romantische Auffassung des Künstlers und seiner Berufung war ihm fremd. In eiserner Arbeit rang er der Musik die Grundlage seiner Existenz ab, sie war ihm zwangsläufig Erwerb, wobei weder sein Schaffen noch er selbst zu Schaden gekommen sind.

Und noch eins: Verdi war in erster Linie ein nationaler Künstler, der seine Kunst in den Dienst vaterländischer Aufgaben stellte, für den die Oper zunächst zum politischen Instrument wurde. Er gehört seinem Vaterlande so sehr, daß er zu Anfang wohl kaum daran dachte, über die Grenzen Italiens hinauszudringen. Auch äußerlich gibt er sich in den Formen und in der Melodik der frühen Werke ganz im Rahmen der damals herrschenden Meister, vor allem Rossinis und Bellinis. Trotzdem bricht bereits im „Rebutadnegar“ und in den „Lombarden“ die nur Verdi eigentümliche (von der französischen Heroik verschiedene) rhythmische Vitalität durch, eine manchmal brutale Gewalt der Melodie und vor allem eine durch ihn in die italienische Oper eingeführte Erweiterung des musikalischen Ausdrucksbereichs. Er sieht, ohne selbst recht zu wissen wie, aktiv in der Politik seines Landes, sein Name ist seinen Landsleuten ein Programm, man ruft „Viva Verdi“ und deutet es: V.V.E.R.D.I. = Viva Vittorio Emanuele re d'Italia (1858 in Neapel und Mailand). Er kämpft in einer Reihe von Cavour und Garibaldi für die Befreiung, er ist sogar Abgeordneter für das erste italienische Parlament unter Cavour gewesen. 1875 wird er von seinem König zum Senator des Königreiches Italien ernannt. Aber er wehrt sich gegen die Verleihung des Titels eines Marschese von Busseto. Er blieb auch nach außen stets der Bauer von Roncole. Es ist notwendig, diese Tatsachen besonders zu unterstreichen, weil die starken Wurzeln seiner Kunst eben ganz augenfällig in seinem Vaterlande verankert liegen. Und umgekehrt wurde den Italienern durch das Auftauchen einer überragenden Künstlerpersönlichkeit die innere Zusammengehörigkeit mehr als durch alles andere trotz der äußeren Zerrissenheit des Landes vor Augen gehalten.